

KIRCHLICHE SAMMLUNG UM BIBEL UND BEKENNTNIS

IN DER EVANGELISCH-LUTHERISCHEN KIRCHE
IN NORDDEUTSCHLAND

45. Jahrgang / Nr. 3/2024

Weihnachten 2024



Gottes Weihnacht in ruiniertes Welt

Editorial

*Liebe Freunde der „Sammlung“,
liebe Leser!*

Wir grüßen Sie herzlich zur Weihnacht 2025. Ja, Sie lesen richtig. Das neue Jahr der Kirche begann am 1. Advent. Es wird ein brandgefährliches Jahr. Daß ich es – im März dann 90 Jahre alt – überlebe, ist nicht sehr sicher. Und daß wir von einer „schlafwandelnden“ Elite geleitet wie unsere Vorfahren 1914 in einen dritten Weltkrieg mit einer grauenhafter als 1945 zertrümmerten Welt hineinstürzen, ist nicht auszuschließen. Völkerrechtswidrige Aggressivität im Osten und selbstgerechte Militanz im Westen machen alles möglich. Vor 80 Jahren war ich ein Kind von fast 10 Jahren. In Trümmern feierten wir Weihnachten. Und wir lebten noch: Vater, Mutter, mein Bruder und ich. Gott, an den wir nicht dachten, weil wir ihn nicht kannten, hatte gnädig seine Hand bewahrend über uns gehalten.

Heute weiß ich: Weihnachten ist das Fest der Frieden schaffenden Liebe des allmächtigen Gottes, der die Brandmauern zwischen Himmel und Erde einriß, als er sich aus Liebe zu seinen Feinden mikroskopisch klein in die Gebärmutter der erwählten Jungfrau hineinlegte, um

am Kreuz in himmlischer Herrlichkeit die Sünde der Welt zu sühnen. Mit bloßen Augen konnte ihn, den realen Gott, niemand sehen, wohl aber mit den Augen des Glaubens. Weihnachten ist das Fest der unbesiegbaren Liebe Gottes zu seinen Feinden, die Beweise fordern, statt bedingungslos zu glauben. Statt bedingungslos zu lieben wie Gott, erlauben sie sich selbstgerecht, ihre Feinde zu hassen. Wir Menschen brachten selbstgerecht hassend unendliches Leid über Gottes geliebte Welt.

Gottes Mensch gewordene Wirklichkeit versuchen wir in diesem Weihnachtsblatt zu bedenken, zu erzählen und zu beschreiben.

Wir drucken das Nizänische Glaubensbekenntnis von 325 auf goldenem Hintergrund, weil es „Goldstandard“ unseres Glaubens ist. Lohnte es, sich nicht, dies ökumenisch einende und Glauben stabilisierende Credo (Ich glaube...) im Jubiläumsjahr 2025 täglich meditierend zu lesen?

*Mit weihnachtlichen Segenswünschen
grüßt Sie im Namen des Vorstands*

Dieter Müller

Weihnacht die Heilige Nacht

Albrecht Altdorfer (1480-1538) malt die Weihnacht hinein in die Trümmer eines Hauses, aus dem schon Pflanzen wachsen. Dies Haus, biblisch heilsgeschichtlich lokalisiert in Bethlehem, ist Symbol einer ruinierten Welt, die einer

grundlegenden Erneuerung bedarf. In dieser Trümmerstätte finden Maria, die erwählte Frau und Joseph, der beigeordnete Mann in menschenloser Einsamkeit ihren armseligen Unterschlupf für die Geburt des ihnen von Gott aufgetragenen

Kindes. Gott erdet sich in Fleisch und Blut, weil nur er allein als Mensch den Menschen vor sich selbst zu retten vermag. Das alles ist gemalt ohne den Heiligenschein, den Nimbus, mit dem Künstler auf christlich religiösen Bildern eindeutig

Klarheit zu schaffen suchen.

Das Kind liegt auf einem Windeltuch, das drei niedliche, nackte Engelsputten verspielt neugierig mit ihren Händen hochhalten. Im Kreis der Putten ist dies Kind, das Altdorfer als Lichtquelle malte, abgesehen vom Licht kaum wahrzunehmen. Aber es leuchtet, und dies bescheidene Weihnachts-Leuchten ist die perspektivische Mitte des Gemäldes. Jesus hat sich im Johannes-Evangelium „das Licht der Welt“ genannt. Dies Licht scheint nicht grell, aber es erhellt die Finsternis. Dem Licht zugeordnet ist das Paar. Beide, Mann und Frau, wirken erschöpft. Die Frau hält ihre Hände über dem Busen gekreuzt, als wolle sie sich schützend sammeln. Sie hat geboren. Aber erst jetzt scheint sie ihre Schwäche zu gewahren. Ihr Blick geht eigenartig knapp am Kind vorbei. Ins Leere? Ahnt sie schon das Kreuz, das wahre irdische Lebensziel ihres Kindes? Hinter ihr der Mann mit leicht erhobener Hand. Segnet er Frau und Kind? Ein eigenartiges Weihnachtsbild, 1511, kurz vor den Zündungsdaten der Reformation, gemalt. Ist die schier bedrückende geistliche Leere in dem künstlerisch wunderbar schön in seiner Farbgestaltung gemalten Bild ein Sehnsuchtsschrei nach dem Gott, der seine sich geschäftstüchtig moralisch-

rituell perfektionierenden Feinde, die Sünder liebt?

Wohlthuend warmes Licht hüllt die nach allen Seiten offene Notunterkunft ein. Ein Wesenszug Gottes: Er ist „Licht“, der Sohn „wahrer Gott vom wahren Gott“, also „Licht vom Licht“. Im geradezu zärtlich warmen Licht, in das der Maler dies Trümmersbild getaucht hat, verwandeln sich sogar Trümmer in bergendes Obdach. Trümmer sind Erde, aber das Rettende, der Himmel, ist nicht weit. Drei Putten, Kinderengel also – wie oft bei Gott nichts Gewaltiges – schweben oben hell erleuchtet. Eine paradoxe Miniaturisierung des himmlischen Heeres, das in der biblischen Weihnachtsgeschichte die Herrlichkeit Gottes lobpreist. Statt zu loben und zu preisen weist einer der himmlischen Kinderengel auf einer zerfließenden leeren weißen Fläche mit dem Zeigefinger auf etwas hin. Konzentriert folgen die drei dem Finger. Rekonstruieren sie das weihnachtliche Gotteslob und den verheißenen Frieden – paradox – im Widerspruch gegen die Trümmer: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die Gottes Huld erreicht“? Die Putten schweben in hell leuchtendem Licht. Dieser neue Schöpfungsakt Gottes ist wirklich Geburt, Inkarnation, gegen den Augenschein. Gott ist Mensch

geworden, aber keinesfalls triumphierend, und dieser die Welt wirklich radikal transformierende Akt des allmächtigen Gottes ist zusätzlich eigenartig unscharf eingehüllt in seine lichtwärmende Barmherzigkeit. Nirgends auch nur ein Anflug von Herrlichkeit, kaum ein Hauch von himmlisch strahlender Schönheit. Gott taucht in paradoxer Armseeligkeit ein in eine ruinierte Welt. Er wird Mensch von Fleisch und Blut, das am Ende verwest. Der allmächtige Gott und Schöpfer der Welt macht sich abhängig von der Zuwendung und Pflege einer Frau, die in einer Welt, in der Herodes mordet, für nichts garantieren kann.

In der ersten Weihnacht im Stall von Bethlehem pflanzt Gott sich und seine Heiligkeit paradox unscheinbar gegen alle eindeutigen Erwartungen zeitgenössischer Messias-Dogmatik hochrisikant ein in die durch Sünde entheiligte Schöpfung. Er wandelt sich in ein Samenkorn, das sterben muß, wie Jesus später erklärt, um viel Frucht zu bringen. Dieser die Schöpfung transformierende Akt geschieht nicht auf den heiligen Augenblick gebracht, es ist vielmehr ein dynamisch wachsender geschichtlicher Prozess, der hier vor 2000 Jahren beginnt und bei uns heute sein Ende nicht erreicht hat. Er zog zuerst Maria, die Mutter Gottes, in sich

hinein und formte sie zur Gnadenträgerin. Gnade ist im Lebensraum von Sünde und Gottlosigkeit die unabdingbare Voraussetzung für Heiligkeit. In der Heiligen Nacht macht Gott den grundlegenden Schritt aus dem Himmel, um die leiblich-materielle, durch Gottes Geist geordnete Erde nach dem Einbruch der Sünde wieder entsühnt in den heiligen Lebensraum mitzunehmen, in dem Gott und Mensch freund- und nachbarschaftlich miteinander leben können. In der Gestalt seines messianischen Sohnes, von dem wir Christen in glaubendem Vertrauen bekennen, er sei „wahrer Gott vom wahren Gott... eines Wesens mit dem Vater“ hat Gott seine persönliche Heiligkeit leibhaftig und verwandelnd in die Natur dieser Welt eingefügt. In Maria, der Jungfrau, ist ein wachsender Machtbereich der Heiligkeit entstanden. Dies allerdings radikal anders als Menschen sich messianische Heiligkeit vorstellen. Schon zur Weihnacht erweist sich, daß Gott nicht erfundene Projektion menschlicher Wünsche und Sehnsüchte ist. Jesu verheißungsgeschichtlich trainierte Juden konnten sich messianische Heiligkeit nur in der Perspektive politisch-eschatologischer Macht vorstellen. Geht es uns Christenmenschen wirklich anders als den heilsgeschichtlich erfahre-

nen Juden? Gott läßt diesen Machttraum in der Geburts-geschichte, die Matthäus überliefert, skandalös platzen: Josef erfährt im wohlverstandenen Traum, der geistgewirkte Sohn solle den Namen Jesus tragen, denn er werde „sein Volk retten von ihren Sünden“. Mehr nicht? Nein, anders nicht. Denn hier beginnt für Gott ein Weg vom Stall zum Kreuz; dann aber Gott sei Dank voll erfüllt von menschlicher Erfahrung durch Auferstehung von den Toten zurück in den Himmel, dessen Liebe Gott nie verloren hat. Sie ist am mächtigsten als Gott stirbt, weil er seine Feinde liebt und in seinem Himmel sehen will. Mehr Paradox geht nicht. Jesus faßt es im Evangelium des Johannes zusammen (14,6): *„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater, denn durch mich.“* Dieses mit Verheißung randvoll gefüllte Wort Jesu ist auf den Punkt gebracht eine exakte Wegbeschreibung des Evangeliums.

Gotterspart uns die Nachfolge nicht. Er zieht uns, die wir meist widerstreben, auf den Weg hinter Jesus her. Dieser führt ins Sterben. Gott sei Dank, meist nicht so grauenhaft, wie Gott selbst ihn ans Kreuz von Golgatha ging. Und auf diesem Weg enthüllt Gott die Wahrheit unseres Lebens und mißt uns an sich selbst: „Ich bin

heilig, und ihr sollt heilig sein.“ Dies spätestens im Endgericht, wenn wir von Angesicht zu Angesicht vor ihm stehen und unser Leben unbeschönigt noch einmal wie ein Film mit all den Nachlässigkeiten, wo wir hätten lieben sollen und es nicht wollten oder konnten, mit all dem, dessen wir uns schon zu Lebzeiten so schämten, daß wir es nicht einmal beichten wollten. Und es wird das Feuer der Wahrheit unerträglich schmerzen, weil uns im Angesicht Gottes offenbar wird, welches Ausmaß an heiliger Liebe vorüber strömte, als wir lebten und wegsahen. Und genau in diesem Augenblick tiefer Verzweiflung wird Gott uns in seine glühende Liebe hüllen und sagen „Du bist mein verlorenes Kind. Am Kreuz habe ich auch die Last deiner Sünde getragen und gesühnt. Meine Liebe heiligt dich. Komm! Das und nicht weniger ist Ziel der Weihnacht.

Dieter Müller

Es kommt ein Schiff geladen...

- 1. Es kommt ein Schiff, geladen / bis an sein' höchsten Bord, / trägt Gottes Sohn voll Gnaden, / des Vaters ewigs Wort.*
- 2. Das Schiff geht still im Triebe, / es trägt ein' teure Last; das Segel ist die Liebe, / der Heilig Geist der Mast.*
- 3. Der Anker haft' auf Erden, / da ist das Schiff am Land. Das Wort tut Fleisch uns werden, / der Sohn ist uns gesandt.*
- 4. Zu Bethlehem geboren / im Stall ein Kindelein, gibt sich für uns verloren; / gelobet muß es sein.*
- 5. Ich möcht' das Kindelein küssen / auf sein' lieblichen Mund, und wär' ich krank, ich wüsste, / ich würd' davon gesund.*
- 6. Doch wer dies Kind mit Freuden / umfassen, küssen will, muß vorher mit ihm leiden / groß' Pein und Marter viel,*
- 7. danach mit ihm auch sterben / und geistlich auferstehn, ewigs Leben zu erben, / wie an ihm ist geschehn.*

*Der Text stammt von Daniel Sudermann um 1626
nach einem Marienlied aus Straßburg 15. Jh.,
Melodie aus Köln 1608*

Dieses Lied ist eines unserer bekanntesten und beliebtesten Advents und Weihnachtslieder. Mit Recht. Die uns bekannte Textfassung, wie sie im Ev. Gesangbuch unter der Nr. 8 enthalten ist, umfasst sechs Strophen. In diese Fassung habe ich eine die Strophe 5, eingefügt, in der es um die Erfahrung des „mystischen Kusses“ geht:

5. Ich möcht' das Kindelein küssen / auf sein' lieblichen Mund, / und wär' ich krank, ich wüsste, / ich würd' davon gesund.

Schon oft in den vergangenen dreißig Jahren haben wir das Lied in dieser ergänzten Form gesungen – im Gottesdienst, in Bibelkreisen und auf Einkehrtagen. Von den Teil-

nehmern wurde diese neue Fassung ganz überwiegend als passend und stimmig empfunden. Eine Frage ist jedoch berechtigt: Ist die Einfügung dieser Strophe sinnvoll?

Dazu ein Blick in die Geschichte des Liedes. Es geht ja zurück auf Daniel Sudermann, der es vor etwa 400 Jahren als erster veröffentlichte. Aber wer war dieser Mann? Daniel Sudermann wurde 1550 in Lüttich geboren. Er wirkte als Erzieher und Hofmeister für die Kinder adliger Familien in Köln, Lüttich, Düsseldorf und Regensburg. Von 1585 bis zu seinem Tod im Jahre 1631 lebte er in Straßburg im Elsaß am Oberrhein; dort arbeitete er als evangelischer Pädagoge

am „Bruderhof“, einem Bildungsinstitut für junge Adlige aus ganz Deutschland. Sein besonderes Interesse galt den Texten und Lebensbeschreibungen der deutschen Mystiker, vor allem Meister Eckharts und seiner Schüler Heinrich Seuse und Johannes Tauler. Wichtig für ihn war aber auch der protestantisch-mystische „Schwärmer“ Kaspar Schwenckfeld, dessen Schriften er las und, zunächst anonym, herausgab.

Auch eigene geistliche Gedichte, Lieder und Schriften hat Sudermann verfasst und herausgegeben, z. B. eine Schrift mit dem Titel „Harmonia und Concordantz“, in der er sich für Toleranz und Verständigung zwischen den verfeindeten



christlichen Konfessionen einsetzte. Im Jahre 1626 gab er dann schließlich das „Straßburger Gesangbuch“ heraus das wichtigste Stück seines literarischen Lebenswerkes. In diesem Gesangbuch erschien nun auch der Text des Liedes „Es kommt ein Schiff, geladen“. Dieses Lied so schrieb Sudermann sei ein „uralter Gesang, den ich unter den Schriften des Dominikaners Johannes Tauler gefunden und bearbeitet habe, um ihn etwas verständlicher zu machen“. Der Mystiker, Prediger und Seelsorger Johannes Tauler hatte (mehr als 250 Jahre

zuvor) seinen Lebensabend bei den Nonnen des Klosters „St. Nikolaus in den Wellen“ zu Straßburg verbracht und war dort 1361 verstorben. Dort befand sich auch ein Nachlaß mit Schriften, die er selber verfasst oder gesammelt hatte. Unser Lied wurde daher früher oft direkt auf Tauler selbst zurückgeführt. Was wir heute vor uns haben, ist jedoch zunächst einmal nur die Bearbeitung durch Daniel Sudermann.

In den ersten vier Strophen des Liedes geht es zunächst um Maria auf ihrem Weg von Nazareth

nach Bethlehem. In allegorischen Bildern wird dieser Weg beschrieben. Die meisten Ausleger sind davon überzeugt, „daß mit dem Schiff Maria gemeint ist, die Gottesmutter, die das Kind unter dem Herzen trägt, mit der süßen Last reich beladen (gravida), voll Gnade (gratia plena); begnadet und geleitet von der göttlichen Liebe, dem Heiligen Geiste, bringt sie den Sohn, das fleischgewordene Wort, in stiller Fahrt an Land zu uns Menschen.“

Zu diesem ursprünglichen, weihnachtlichen Marienlied hat dann Daniel Sudermann so die Vermutung einiger Forscher zwei weitere Strophen „hinzugedichtet“:

6. Und wer dies Kind mit Freuden umfassen, küssen will, muß vorher mit ihm leiden groß' Pein und Marter viel,

7. danach mit ihm auch sterben und geistlich auferstehn, ewigs Leben zu erben, wie an ihm ist geschehn.

In diesen Worten kommt „der paulinische Gedanke des ‚Sterbens und Auferstehens mit dem Herrn‘“ zum Ausdruck, der den „Ernst der Weihnachtsbotschaft eindringlich macht“. So gelingt es dem Dichter, das ursprüngliche Marienlied aus dem Nachlaß Taulers „von jeglicher Verniedlichung“ zu „befreien“. Dank dieser „Bearbeitung“ bzw. Ergänzung durch Sudermann wird das Lied zu dem, was es



ursprünglich, im Nachlaß Johannes Taulers, sicher bedeutet hatte egal, ob es nun von ihm oder einer anderen Person verfasst worden war: eine „einzigartige Meditation“ über den Prolog des Johannesevangeliums (Kapitel 1,114), „die Botschaft vom fleischgewordenen Wort des Vaters.“

Für den glaubenden Menschen eröffnet sich nun, als Frucht der Menschwerdung Gottes, die Möglichkeit einer tiefen, beglückenden Vereinigung mit Gott, die demjenigen offen steht, der „dies Kind mit Freuden umfassen, küssen will.“ Diese „unio mystica“, die geistliche Vereinigung mit Gott, ist das Ziel aller Sehnsucht, aller Übung und Erfahrung; sie besteht darin, das göttliche Kind in der Krippe zu „umarmen“ und zu „küssen“.

Bei Sudermann wird diese Erfahrung nur kurz angedeutet; in der langen Überlieferungsgeschichte des Liedes gab es jedoch eine Strophe, die auch Sudermann vermutlich kannte und die dieses „erotische Bild des Kusses auf den Mund“ nicht nur andeutungsweise, sondern ausdrücklich und in aller Form zur Sprache bringt. Im Jahre 1608, also 18 Jahre vor Sudermanns „Straßburger Gesangbuch“, war in Köln das römischkatholische „Andernacher Gesangbuch“ erschienen, das zu unserem Lied auch die fol-

gende Strophe enthält:

Ich möcht' das Kindlein küssen auf sein' lieblichen Mund, und wär' ich krank, ich wüsste, ich würd' davon gesund.

Zum Ganzen des Liedes, so meine ich, gehört diese Strophe eigentlich unbedingt mit dazu. Ohne sie sind die letzten beiden, von Sudermann hinzugefügteten Strophen nicht zu verstehen. Hier ist die Rede von dem „lieblichen Mund“ des Kindes in der Krippe. Wenn ein kleines Kind uns anlächelt strahlend freundlich, entwaffnend, dann kann uns das tief berühren und beglücken. Vor einem kleinen Kind braucht niemand Angst zu haben. Es gibt ein kindliches Lächeln Christi, das unsere Sorgen und Ängste überwindet und das uns glücklich macht. Immer wieder, besonders im Zusammenhang mit dem Weihnachtsfest, offenbart er sich uns durch dieses Lächeln des Kindes von Bethlehem. Dann können wir die Erfahrung machen, daß wir, wie die Bibel sagen würde, „im heiligen Geist“ über alle Grenzen von Raum und Zeit hinweg vor die Krippe von Bethlehem hingestellt werden und diesem Kind von neuem in die Augen blicken dürfen.

„Ich möchte das Kindlein küssen“: Zur vollen Weihnachtserfahrung gehört dies dazu: der sehnsuchtsvoll erwünschte „mystische Kuß“ mit Christus. Ein wahrhaft

glaubender Mensch sehnt sich danach, dieses Kind zärtlich zu berühren, es zu umarmen, ja zu „küssen“. Gemeint ist damit die „unio mystica“, das Erlebnis einer tiefen, liebevollen Vereinigung mit Gott, wie er sich in der Person von Jesus Christus gegenwärtig macht. Dieses Geschehen erfasst den Glaubenden aber nicht nur geistig, sondern auch seelisch und leiblich. Wir werden hineingenommen in eine durchaus intime, erlebnisreiche Liebesbeziehung, in der uns eine bestimmte Art der Vereinigung mit Gott zuteil werden kann. Eine solche Vereinigung mit Gott aber hat heilende Kraft geistig, seelisch und bis ins Körperliche hinein: „Und wär' ich krank, ich wüsste, ich würd' davon gesund“.

Auch an anderen Stellen unseres Gesangbuches ist von dieser Erfahrung die Rede. Der Liederdichter Paul Gerhardt zum Beispiel kannte diese Erfahrung. In einem seiner Weihnachtslieder (EG 37) redet er das Kind in der Krippe direkt an und erlebt eine intime Zwiesprache mit ihm: „Ich steh an deiner Krippe hier, o Jesu, du mein Leben“. An anderer Stelle (EG 36,10) sagt er „Süßes Heil, laß dich umfassen“ also: Laß dich von mir umarmen! Zur Sprache kommt aber auch die Sehnsucht eines Menschen nach der endgültigen „unio mystica“ mit Christus in der ewigen Welt, jenseits

der Grenze des Todes. In einem anderen seiner Lieder (EG 370,12) bittet Paul Gerhardt um diese letzte, restlose Umarmung Chris-

ti: „Du bist mein, weil ich dich fasse und dich nicht, o mein Licht, aus dem Herzen lasse. Laß mich, laß mich hingelangen, wo du mich

und ich dich leiblich werd umfassen.“

Dr. Christian Ottemann

Präfation in der Abendmahlsliturgie zum Christfest

Mit den Engeln loben und anbeten, mit den Kräften des Himmels preisen und vereint mit unseren Stimmen ohne Ende bekennen.

Die Präfation ist als Lobgebet (Hochgebet) ein Teil der Abendmahlsliturgie, der sich je nach Fest und Kirchenjahr verändert und vom Liturgen gesungen oder gesprochen wird. Dabei steht der Zelebrant (Liturg) nicht als isolierter Beter, sondern als Sprecher der Gemeinde vor Gott. Am Anfang der Präfation zum Christfest (Lutherische Agenda) wird gebetet:

„Wahrhaft würdig ist es und recht, unsere Berufung und unsere Freude, dass wir dich, Herr, heiliger Vater, allmächtiger ewiger Gott, immer und überall loben und dir danken durch unsern Herrn Jesus Christus.“

Es entspricht der höchsten Würde von uns Christenmenschen, Gott immer und überall freudig zu loben und zu danken für das durch Christus geschenkte Heil. Im Folgenden wird es beschrieben:

„Denn Mensch geworden

ist Er, dein ewiges Wort in ihm schauen wir das Licht deiner Herrlichkeit.“

Diese Gebetsworte rufen in uns das Weihnachtsevan- gelium bei St. Johannes (Joh. 1, 14) wach:

„Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“

Unsere Hoffnung, unsere Freude, unsere Stärke, unser Licht in allem Dunkel, unsere Auferstehung zum ewigen Leben, die Vergabung unserer Schuld, alle unendliche Gnade und Liebe Gottes verdanken wir dem Gott, der in Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen Mensch geworden ist. Er ist das Licht der Welt, der Heiland.

„In ihm bist du, Gott, sichtbar zu uns gekommen

und offenbarst uns, was kein Auge geschaut hat.“

Mit diesen Gebetsworten loben wir Gott, dass er sich für uns zu erkennen gegeben hat. Anschaulich und ganz nah. Wir loben ihn, weil er sich durch Jesus Christus selbst bekundet mit allem, was und wer er ist für uns Menschen. Ein Geheimnis, unfassbar: Jeder von uns ist von Gott geliebt. Mit Jesus ist uns der wahre Retter, Richter und Heiland geboren. Was für eine seligmachende Offenbarung Gottes! *„Rettet von Sünd und Tod.“*

Hier liegen für uns die Gründe, Gott immer und überall zu loben, anzubeten und zu danken, und das in Gemeinschaft mit den Engeln und das jubelnd mit Kräften des Himmels. In dem Hochgebet der Weihnachtspräfation heißt es weiter:

„Darum loben die Engel deine Herrlichkeit, beten dich an die Mächte und fürchten dich alle Gewalten.“



Dich preisen die Kräfte des Himmels mit einhelligem Jubel. Mit ihnen vereinen auch wir unsere Stimmen und bekennen ohne Ende.“

Und dann singen wir vereint das *Sanctus* mit den Engeln:

„Heilig, heilig, heilig ist Gott, der Herre Zebaoth, alles Lande sind seiner Ehre voll. Hosianna in der Höhe.

Gelobet sei, der da kommt im Namen des Herrn. Hosianna in der Höhe.“

Wir heißen Jesus Christus mit unserem Hosianna willkommen, der heute zu uns kommt in Brot und Wein im heiligen Abendmahl. Er kommt als Gekreuzigter und Auferstandener, ist real unter uns und wir empfangen ihn im Mahl als Pharmakon des ewigen Lebens zur Ver-

gebung der Sünden. Im Heiligen Abendmahl geschieht sozusagen die Fortsetzung und Konsequenz vom Stall in Bethlehem. Er kehrt ein unter unser Dach und wir sind seine Gäste und hören:

„Christi Leib für dich gegeben. Christi Blut für dich vergossen.“

Sind wir nicht noch viel besser dran als seinerzeit

die Hirten und Könige (Weisen), die bei Jesus im Stall von Bethlehem zu Besuch waren? Die Weih-

nachtspräfation lädt uns ein, regelmäßig und oft mit den Engeln Gott anzubeten, zu loben und zu danken und zu

singen, denn seit Weihnachten sind wir des Himmels. Halleluja!

Ulrich Rüß

Die Ohrfeige

Vom Wert des heiligen Zorns: Der unerschrockene Bischof Nikolaus ließ sich von den Irrlehrern seiner Zeit nicht täuschen

Myra in Lykien, heute Türkei. Im 4. Jahrhundert gibt es eine Verfolgung der noch jungen Kirche, die unter Kaiser Galerius Valerius Maximinus (305–311) ihren Höhepunkt erreicht, bis Kaiser Konstantin der Große (311–337) dem Blutvergießen ein Ende bereitet und die Kirche als legitimierte Religionsgemeinschaft anerkennt und sogar fördert. Der noch junge Priester Nikolaus wird mitten hinein in die Terrorzeit des antichristlich eingestellten römischen Kaisers Bischof der blühenden Hafenstadt zwischen Rhodos und Zypern. Die Auseinandersetzung ist sehr konkret. Die Verehrung der Mondgöttin Astarte ist beliebt in der Stadt, weil die Seefahrer von Hause aus eine Affinität zu ihr als paganer Navigationshilfe haben. Die Christen und ihr Bischof Nikolaus müssen lernen, sich gegen den mächtigen Einfluss des pragmatisch orientierten Heidentums zu behaupten. Ein schwieriges Geschäft, denn die Staatsgewalt ist nicht neutral, sondern auf der Seite des

Götterglaubens. Nikolaus ist ein bekenntnisstarker Bischof und prägt seine Gemeinde mit der Festigkeit eines Überzeugten, der zudem durch Askese und Frömmigkeit auch äußerlich für das steht, was er als die Wahrheit erkannt hat. Es bleibt nicht aus, dass man sich des eifrigen Apostelnachfolgers entledigen will. Man kerkert ihn und einen Großteil der Christen in Myra ein und hofft auf ein Ende der Verunsicherung der staatsfeindlichen Gläubigen, der sich jenseits der irdischen Autoritäten Jesus Christus verpflichtet weiß. Die Gefängnishaft ist in der Antike kein Absitzen einer Strafe, sondern in der Regel der Vorhof des Todes. Folter, Entbehrungen und zermürbende Isolation sollen die Christen nicht nur ihrer Rechte, sondern auch ihres Glaubens berauben. Sie sollen sich fragen, ob es sich lohnt, wegen ihres Glaubens zu leiden. Nikolaus hält aus. Er macht den Anderen vor, wie man als Christ in der Auseinandersetzung lebt. Er gibt sich ganz in sein

Schicksal mit der Unerbittlichkeit eines Märtyrers, der seine Peiniger dadurch entmachtet, dass er über sie hinwegsieht. Denn sie können ihm den Leib nehmen aber nicht das Leben. Das Kreuz ist die Brücke zum Leben. Nikolaus wird später oft seine Wunden zeigen, die man ihm wegen seines Bekenntnisses zu Jesus Christus, dem Sohn Gottes zugefügt hatte. Er wird nicht mit ihnen prahlen und sich als Held feiern lassen, aber er wird sie als Unterpfand seiner Glaubensstreue zur Stärkung seiner Autorität als Bischof in den Ring werfen. Denn er ist Zeuge, dessen Bekenntnis man sich nahegehen lassen soll, weil es mit den Wunden der Folter geläutert ist. Nikolaus von Myra hat schon zu Lebzeiten die Wahrheit der Verkündigung mit seinem Blut unterschrieben. In dem üblichen Mix an historischen und legendären Geschichten aus seinem Leben verschwindet allerdings diese Dimension seines Bekenntnisses zwischen Seenotrettung gestrandeter Matrosen und Aussteuer-

zuschuss heiratswilliger verarmter Mädchen. Und doch ist die Dimension seines tapferen Bekenntnisses allesentscheidend.

Denn das, was sich bis heute an menschenliebender Güte des heiligen Bischofs in der Überlieferung erhalten hat, wurzelt in seiner tiefen Gottesbeziehung, näherhin in seinem tiefen Glauben an das Christusmysterium des menschengewordenen Gottes. Dies wird wiederum in einer anderen Geschichte aus seinem Leben deutlich, die sich sogar auf Ikonen einen zeitlosen Echtheitsanspruch erworben hat. Es ist die berühmte Begebenheit auf dem Konzil von Nicäa, bei dem um die Frage der Gottheit Jesu Christi gestritten wurde. Arius von Alexandrien hatte die damalige Weltkirche in Verwirrung gestürzt, weil er – von mächtigen Unterstützern gefördert – die Gottheit Christi leugnete. Der Terminus „Gottessohn“ sei nur eine Chiffre für einen auserwählten Menschen, der als eine Art Medium Gott verkünde, aber nicht selbst Gott sei. Nikolaus, der am Konzil teilnahm, beließ es nicht bei der verbalen Auseinandersetzung, sondern wurde in der Aula handgreiflich. Er verpasste Arius eine schallende Ohrfeige, so wie in früheren Zeiten Vätern ihren Söhnen, um sie zur Raison zu bringen und sie aufzuwecken.

Es scheint so, als habe ihm das damals niemand bestritten, trug Nikolaus doch die Narben seiner Folter noch gut und für jeden sichtbar an seinem Leib. Wunden, die er für Christus, den Sohn des lebendigen Gottes empfangen hatte und nicht für ein Medium. Nein, die Auseinandersetzung mit Arius war kein hüstelnder Akademikerstreit. Die Irrlehre des Arius hatte einen großen Teil der Bischöfe erfasst und folglich ging es um die Wurst, denn die Offenbarung stand auf dem Spiel: Die Botschaft von Christus, an dessen Göttlichkeit – von der Krippe bis zu Kreuz und Ostermorgen – zu glauben allein zum Heil verhelfen kann. Nikolaus entpuppte sich auf dem Konzil als echter Querdenker, der die mehrheitsfähig zu werden drohende Meinung ablehnte, Jesus Christus sei nicht ein richtiger Gott, sondern ein auserwählter und von Gott besonders begnadeter Mensch, der nur in dicken Führungszeichen „Gottes Sohn“ genannt werden kann. Dieses Bekenntnis war in der Tat ein Kampffeld in der frühen Kirche. Denn jenachdem, was man glaubt, lebt man auch entsprechend. Aber die Offenbarung Jesu Christi ist indes eindeutig: „Ich und der Vater sind eins“ (Johannes 10, 30). Wer das leugnet, ist nicht nur einfach schief gewickelt. Er stellt die zentrale Heilzusage Christi infrage, dass durch



die Menschwerdung Gottes die Erlösung keine reine Botschaft ist, sondern ein Ereignis, das die Botschaft Fleisch werden lässt. Leiden, Sterben und Auferstehen sind die Momente, in denen die Verlorenheit der Welt wirkmächtig besiegt wird. Nur Gott kann das wirken, was man das Heil nennt und was jenseits aller gut gemeinten menschlichen Versuche, die Welt besser zu machen, die Wunden der Schöpfung schließen kann. Der Arianismus bekam durch die nach der Erlangung der Religionsfreiheit unter Kaiser Konstantin dem Großen entstandene Verzahnung von Kirche und

weltlicher Macht zusätzlich eine politische Dimension.

Das Schisma, die Glaubensspaltung, die die Irrlehre des Arius in die Kirche hineingetragen hatte, wurde dadurch eine nicht nur lokal begrenzte Gefahr für die Rechtgläubigkeit des kirchlichen Lebens, sondern es drohte ein Flächenbrand. Nikolaus konnte das nicht tatenlos mitansehen, sondern brachte sich in die Bischofsversammlung mit Emphase als jemand ein, der für den Glauben an den Gottessohn schon gefoltert worden war. Sein heiliger Zorn, der ihn auf dem Konzil ergriff, materialisierte sich am Ende in der Ohrfeige für Arius. Schließlich hatte ja Christus selbst im Tempel mit einer Geißel aus Stricken seinem Unmut über die Entweihungen der heiligen Stätte durch die Machenschaften von Taubenhändlern und Geldwechslern Nachdruck verliehen. Die Kirche – so bekundete es der Bischof von Myra – hatte schließlich seit dem ersten Weihnachten in Bethlehem geglaubt, dass dort nicht irgendein begabter Junge geboren wurde, sondern der Sohn Gottes. Und dieses Heilsmysterium drohte nun durch Arius zu verdunsten. Der heilige Zorn des bedeutenden Bischofs war offenbar erfolgreich. Am Ende verfügte die Bischofsversammlung, dass der Glaube an Christus so zu bekennen sei,

wie es schon die Apostel taten und wie Christen es bis heute tun: nämlich dass er der von Gott gezeugte – nicht geschaffene – und mit dem Vater wesenseine Sohn ist und nicht ein durch Zeugung eines Mannes geschaffener Mensch. All das ist lange her. Aber diese selten erzählte Begebenheit, der temperamentvolle Kampf des heiligen Bischofs Nikolaus für den wahren Glauben, spielt in die aktuell nicht zu übersehende Gefahr einer von unserem Land ausgehenden Glaubensspaltung einen interessanten Klang hinein. Denn ähnlich wie in der arianischen Krise des 4. Jahrhunderts rütteln gegenwärtig Theologen und Bischöfe an den bislang als unveränderlich geglaubten Fundamenten des katholischen Bekenntnisses. Sakramentalität der Kirche, Notwendigkeit des Apostelamtes und seiner überlieferten Ausformungen, Verwurzelung des Handelns im Glauben an göttliche Gebote, Heilsbedingungen in den Ansprüchen des Evangeliums und Heilsbedrohungen durch den Abschied von denselben, Heiligkeit als Lebensform jenseits epochaler Stimmungen, das Bekenntnis zur Realität Gottes unabhängig vom menschlichen Verständnishorizont, Liturgie als gefeierter Glaube und vermittelte Gegenwart des Himmels und über allem

Jesus Christus als Sohn des lebendigen Gottes, der als Heiland und Erlöser einen unveränderlichen Anspruch an diejenigen erhebt, die ihm folgen – all das ist durch die Bank bestritten in der universitären Theologie, in Predigten der Boomergeneration, in den synodalen Ermächtigungsversuchen offen ungläubiger Apparatschiks eines längst ins offene Meer des Subjektivismus hinausgetriebenen Kirchensteuerschiffs. Aktuell hat der bislang gerne verwendete hermeneutisch-trojansische Austausch der Inhalte überlieferter Begrifflichkeit tatsächlich das Stadium der ungeschminkten Leugnung und Bestreitung erreicht. Grundlage für diese Misere ist der Abschied von einem traditionellen Wahrheitsverständnis, nach dem die Offenbarung Gottes den Menschen treffsicher und in seinem unveränderlichen Wesen erreichen, prägen und in Dienst nehmen kann. Stattdessen werden die Irrlehrer der Gegenwart nicht müde zu betonen, dass sich die Gegensätze versöhnen lassen. Dieser am Ende im Nihilismus endende Dekonstruktivismus und seine Leugnung eines verbindlichen Gottesbildes bildet gegenwärtig ein schismatisches – und das heißt seelenräuberisches – Potenzial, gegenüber dem sich der Arianismus wie ein Sandkastenspiel ausnimmt. Zumal die unheilige Alli-

anz des Glaubensabfalls mit den staatsdienerischen Allüren der „deutschen Kirche“ weitaus nachhaltiger ist als die politische Verzahnung des Theologenstreits im 4. Jahrhundert. Man mag sich nicht vorstellen, wie Nikolaus, der Gottes- und Menschenfreund, der verfolgte und gefolterte Bekenner, der sich erst gegen die Abneigung eines heidnischen Staates zu bewähren hatte und später gegen die Spaltungen und Mainstream-Irrtümer in der Kirche seiner Zeit, der wundertätige Bischof, in dessen Zuneigungen und Hilfen, die er anderen Menschen schenkte, der Sohn Gottes geradezu spürbar war. Der unerschrockene Quergeist Nikolaus, der sich weder durch den Druck der Massenmeinung in seinem Glauben verunsichern ließ, noch durch äußere Re-

pressalien glaubensmüde wurde, gibt uns heute diese Lehre mit auf den Weg: Das Heil liegt nicht im Hören auf das, was die Mehrheiten einer Zeitgeschichte sagen, sondern im Hören auf die Geschichte, die ein einzelner Gott mit den Menschen schreibt. Diese Geschichte ist nicht die Heldensaga über die Leistungen eines Menschen aus Nazareth, sondern die Geschichte der liebenden Nähe des Schöpfers zu seinen Geschöpfen, die Geschichte einer Nähe, die Gott und Mensch verbindet, so sehr, dass dieser Gott selber ein Mensch wird ohne sein Gottsein dabei abzustreifen. Das zu glauben macht frei und gesund und heil, weil es dem Leben eine unifizierbare Perspektive schenkt, eine Perspektive, die Gott Gott sein lässt und ihm alles zutraut – auch unsere Er-

lösung. In Zeiten, in denen livegestreamte „Synoden“ und ihre in Laptops starrenden Delegierten nicht mehr die Wahrheit Jesu Christi, sondern das Lebensgefühl anbeten und damit die Herde auf eine Weide führen, auf der sich die Schafe mit Sicherheit den Magen verderben werden, wünscht man sich Hirten wie den heiligen Nikolaus, deren heiliger Zorn hilft, das zu durchschauen, was auf dem Spiel steht.

Guido Bodheudt

*Zuerst erschienen in:
Die Tagespost. Katholische
Wochenzeitung für
Politik, Gesellschaft und
Kultur. Jg. 76, Nr. 51/52,
vom 21. Dezember 2023,
S. 37.*

Gott der „Sozialist“ und das weihnachtliche Christentum

Die unglaubliche sozialistische Versuchung der Kirche

Es bringt Gewinn an geistlicher Erkenntnis, in Gott einen tief prägenden „sozialistischen“ Wesenszug wahrzunehmen. Leider hat der geschichtlich existierende Sozialismus nahezu überall Gott die ihm gebührende Relevanz bestritten. Nur wo Menschen dem Gott Jesu Christi

glauben, entsteht wirkliche Freiheit. Das ist provokant, aber wahr. Daher ist es für das Christentum eine geradezu diabolische Versuchung, mit dem Sozialismus zu fraternisieren und Gott durch die sozialistische Brille zu betrachten. Denn linksgrüner Sozialismus ist inzwischen in westlichen

Gesellschaften das unter vielfältigen Aspekten kulturell hegemoniale Gesellschaftskonzept. Es herrscht von Schule und Universität über die Politik und die Medien bis in die Wirtschaft hinein. Sozialismus ersetzt den komplex liebenden Gott der Bibel durch das moralische Konzept des guten

sozialen Menschen, dessen Wesenskern mit utopischen Hoffnungen überladen wird. Der Sozialismus bestreitet Gottes Deutungshoheit und beansprucht Zustimmung zu seinen bisweilen geradezu inbrünstig geglaubten Überzeugungen. Auch die Kirchen, vor allen die protestantischen Konfessionen, die sich durch zunehmende Gottesschwäche um alle Bedeutung bringen, hat das sozialistische Gesellschaftskonstrukt beeindruckt, dies umso leichter, weil es gewichtige Züge christlicher Sozialethik unter Verzicht auf Gott imitiert. Das ist beim Blick in die Geschichte kaum zu verstehen. Der nationale Sozialismus hat sich ebenso wie der marxistische durch Menschenopfer in Größenordnungen, die es vorher nie gab, diskreditiert. Beide sind tief antichristlich geprägt, und selbst der inzwischen grüngefärbte demokratische Sozialismus kann angesichts seiner Bereitschaft, die von Protagonisten inbrünstig geglaubte Gender-Ideologie gesellschaftlich durchzusetzen, seine antichristliche Grundierung nicht verbergen.

Gott war so frei

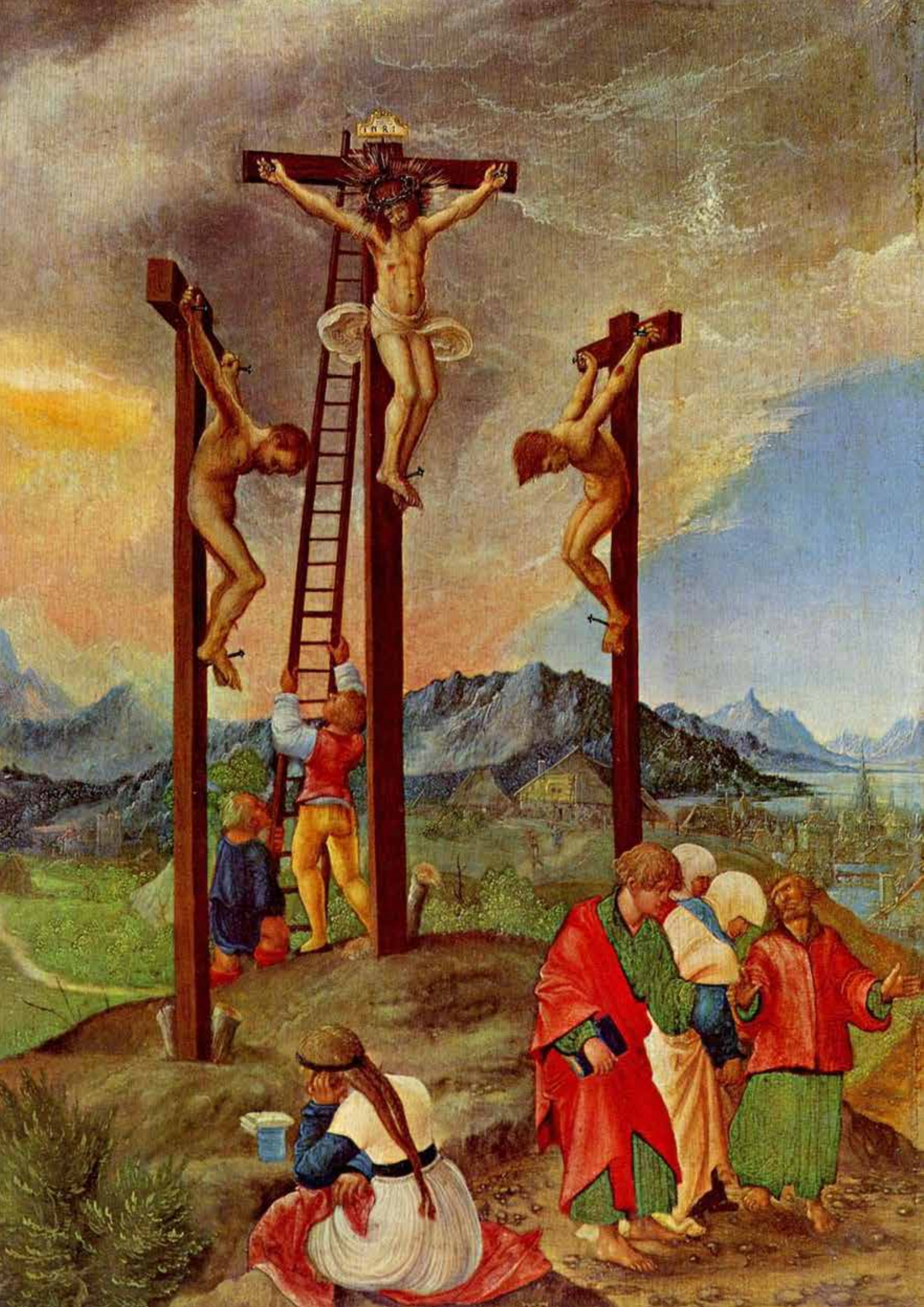
Gott lebte einen liebenden Sozialismus. Der „socius“ in der lateinischen Sprache ist der „Kamerad“, der „Verbündete“, der „Gefährte“. Als Gott in der Jungfrau Maria Embryo und Mensch

wurde, bot er sich dem Menschen in letzter Verbindlichkeit als Gefährte auf dem Lebensweg und als Verbündeter im Kampf gegen die heillose Sünde in all ihren Variationen an. Gott brachte die rettende Macht mit, die fähig und bereit ist, den Menschen ins Gnadenlicht des Himmels zu ziehen. Der Gott von Weihnachten allerdings ist menschlich betrachtet das Paradox schlechthin: Seine liebende Macht triumphiert nicht auf den illusionsträchtigen großen Bühnen der Welt, sondern am realen verachteten und gefürchteten Kreuz, wo Gott uns alle bis in den Tod hinein liebt und dort in der Auferstehung aus dem Tod uns alle in den Himmel einlädt, in dem die Gnade uns alle gleich macht. Und diese Einladung gilt, ob wir Gott lieben oder nicht, ob wir ihn achten oder verachten, ob wir ihm glauben und gehorchen oder ihm alle Relevanz entziehen, ob wir gesetzestreu oder kriminell in unserem kurzen oder langen Leben an ihm vorübergehen. Ja, Gott ist der einzige „Sozialist“ der wirklich seine Feinde liebt.

In der ersten welt- und heilsgeschichtlich epochalen Weihnacht in Bethlehem, zur Zeit, als Augustus als Kaiser in Rom herrschte und Quirinius als Gouverneur Syrien regierte, erweist Gott sich als „Sozialist“, als eschatologischer Gleichmacher.

Als Er, der Drei-Eine-Gott, höchstpersönlich in seinem Sohn, „Gott von Gott“, Mensch wurde, brachte er die philosophisch und religiös erträumte Ewigkeit und mit ihr die Gleichheit ins „Fleisch“ der Menschen: *„Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ (Joh 1,14).*

Gott, der allmächtig Ewige, war so frei, und in jenem armseligen Stall, verunreinigt durch Schaf- und Ziegenkot, entstand ein Raum heilig-himmlischer Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, dessen Türen für jeden Menschen offen stehen. Dieser Raum umfaßt einzigartig Himmel und Erde, Zeit und Ewigkeit. Er hat sein Geist- und Energiezentrum im Himmel, und dieses hat in dieser ersten Weihnacht begonnen, die Erde in den Himmel zu transformieren. Das ist einmalig in der Welt. Gott, der allmächtig Uneingeschränkte, band sich brüderlich an uns Menschen. Allen sozialistischen, kapitalistischen oder ökologischen Transformationsversuchen fehlt der Himmel, in dem die Liebe wohnt, die auch den Feind himmlisch demütig entmächtigt, so wie Gott es geduldig vollzieht. Das Kreuz, das Gott demütig erlitt, ist dem glückshungrigen Sozialisten, der Gott nie



wirklich traf und erkannte, nichts als grauenhaft unmenschliches Verbrechen an einem Menschen. Der Sozialist versteht weder Schuld noch Sühne. Für ihn ist Gerechtigkeit zu schaffende menschliche Leistung und nicht reines Geschenk Gottes.

Seit jener ersten Weihnacht im Stall von Bethlehem hat Gott die Werte Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit in die geistliche DNA der Christen eingeschrieben. Diese Werte waren immer Gottes himmlisches Lebensprogramm. Gott ist Liebe – demütig dienende Liebe. Und Christen wissen es, seit Gott sie auf seinem Weg im „Fleisch“ vom Stall zum Kreuz durch die kreative Macht seines Heiligen Geistes gezeugt und gewonnen hat. Gott ist in seinem Wesen unbedingte Liebe, der Mensch war dies nie, seit er sich nach dem Einbruch der Sünde weltweit auf die Suche nach dem verlorenen Gott gemacht hat.

Der Machtstreit um den Menschen Gottes

Sozialismus und Christentum scheinen auf einen schnellen Blick zum Verwechseln ähnlich, allerdings nur, wenn Ethik, etwa Teile der Bergpredigt Jesu, das entscheidende Merkmal zwischen beiden wird. Der Sozialismus hat 1789 in der französischen Revolution mit Kernsätzen

der christlichen Ethik nach der politischen Macht gegriffen: Liberté, Égalité, Fraternité. Diese Triade begegnet in Frankreich vor 1789 christlich in der mystischen Theologie der „Reinen Liebe“, des „amour pur“, die der französische Erzbischof und Fürstenerzieher François Fénelon in der Zeit Ludwig XIV. entwickelt hatte. Die Französische Revolution stellte diese mystische Trias von Herz und Kopf leiblich auf die Füße und verwandelte sie in politisch-gesellschaftliche Macht.

In der westlichen Welt hat sich der Sozialismus unter der Leitvorstellung der Gerechtigkeit durchgesetzt. Er ist gesellschaftspolitisch der dialektische Gegenpol zu Feudalismus wie auch Kapitalismus und erscheint in der Neuzeit in drei Gestalten: marxistisch mit universalem Anspruch auf die Menschheit, als National-Sozialismus mit Anspruch auf das „Volk“, sowie als demokratischer Sozialismus mit Anspruch auf Gesellschaftsgestaltung mit universal-missionarischem Ausstrahlungswillen, und alle drei existieren jeweils mit diversen Varianten. Sozialisten aller Varianten neigen zu militanter Selbstgerechtigkeit; in der Geschichte wurde Sozialismus allzu oft totalitär pervertiert. Der universalistische Sozialismus hat das historische Ende seines

wahnsinnigen abstoßenden Bruders, des nationalen Sozialismus, trotz ungezählter Opfer auch der marxistischen Mordmaschinerie fast immer überlebt, weil der sozialistisch kultivierte Mensch, dem Gott verdunstet ist, auf die Utopie vom menschengeschaffenen Himmel auf Erden nicht zu verzichten vermag. Wo Gott verschwindet, bleibt die Utopie lebendig, dies aber am Ende gespenstisch.

Verföhrend mäanderte der Sozialismus ins evangelische Christentum. Als wir – junge Theologiestudenten – 1959 auf einer kirchengeschichtlichen Exkursion aus finanziellen Gründen im Bonner Bundestag auch Halt bei der SPD-Fraktion machten, spottete der Fraktions-Geschäftsführer, der evangelische Pfarrer bekomme zusammen mit der Ordinationsurkunde das SPD-Parteibuch überreicht. Karl Barth, den man den evangelischen Kirchenvater des 20. Jh. nannte, sagte 1915, als er in die sozialistische Partei eintrat: „Ein wirklicher Christ muss Sozialist werden.“ In Kreisen um die bis heute verehrte Dorothee Sölle verstieg man sich zur Überzeugung, Reiche im Namen Christi zu lieben, bedeute, diese von ihrem Reichtum, der Unterdrückung verursacht, zu befreien. Gott, so glaubte man, könne „nur rot sein“.

Die geistig universalsozialistisch formatierte

westlich-woke Kampffront glaubt augenscheinlich den Himmel ohne Gott auf die Erde bringen zu können. Ihr „Himmel“ sei eine globale Gesellschaft ohne Nationalstaaten und Grenzen. Friede und Freiheit herrschten. Jeder Mensch aller Ethnien und Kulturen besitze das Menschenrecht, sich an jedem Platz der Erde niederzulassen, der ihm gefällt. Die Welt werde ein globaler Schmelztiegel der Solidarität und Gleichheit. Der neue Mensch dieser wahrhaft aufgeklärten Welt gestalte sich in Einheitsschulen, Gleichstellungsbüros und auf Genderlehrstühlen, durch Gleichstellungsbeauftragte und Antidiskriminierungsexperten zum Welt-Bürger, der zu solidarischem Frieden getrimmt ist.

Dieser bürokratische Traum-Entwurf ist auf jeden Fall eine gottlos gestohlene Imitation des Gottesreiches. Das zeigt sich besonders klar im geradezu religiös aufgeheizten Gender-Projekt, in dem auf die Spitze getrieben das gottgegebene biologische Geschlecht durch demokratische Mehrheitsentscheidung verflüssigt und, wenn gewünscht, jährlich auf dem Standesamt gewechselt werden kann. Damit löst sich der wahrhaft freie Mensch vom Leib, ein Traum, den schon Plato träumte. Dem Mann, den auf dem Weg zum Geschlechtswechsel der Penis

belastet, kann der Chirurg auf Kassenkosten helfen. All dies nichts als diabolisch destruktive Imitation des Himmelreichs.

Hier hat sich „woke“ mit schier religiöser Inbrunst eine antichristliche Kampffront mit dem Menschen als Maß aller Dinge geformt, für die nicht Gott die Lebensregeln setzt, das übernimmt der Mensch – jetzt a la mode sozialistisch.

Absolut liebende Gnade – die selige Weihnachts-Innovation

Der Weihnachtsglaube, der aus dem Stall von Bethlehem herauswuchs, ist eine einmalige Innovation in der Geschichte menschlicher Religionen. Gottes Liebe, wo immer Menschen sie ahnten, gewann der Mensch in den Jahrtausenden vor der epochalen Weihnacht in Bethlehem nie bedingungslos: Überall und immer ließ der Mensch sich zwingen, die Gebote und Rituale seiner Gottes-Konstrukte im Schweiß seines Angesichts einzuhalten. Immer lebte er unter religiösem Leistungsdruck, nie in der Freiheit der unbedingten Liebe Gottes.

Seit der allmächtige Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, sich von Maria, der erwählten Jungfrau, als Mensch gebären ließ, ist die Gotteskindschaft des Christen überall, wo Gottes Liebe Gestalt gewinnt, nicht mehr das Ergebnis menschlicher „Gottesdienst-Arbeit“. Sie

ist Geschenk der Liebe. Gottes vorbehaltlose Liebe, die Gott in der Person seines Sohnes in die Eizelle der Maria einpflanzte, nivelliert eschatologisch, also am Ende alle lieblosen Unterschiede wie sie sich in Gottes Schöpfung entwickelten, nachdem sich das „Paradies“ durch die alles zerfressende Macht der „Sünde“ hinter dem ausgestoßenen Menschen geschlossen hatte.

Der Apostel Paulus zitiert die sich entwickelnde heilende Kontrast-Erfahrung der ersten Christenheit, der Blicke ins weihnachtlich geöffnete Paradies gelangen: *„Denn ihr seid alle durch den Glauben Gottes Kinder in Christus Jesus. Denn ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus angezogen. Hier ist nicht Jude noch Grieche, hier ist nicht Sklave noch Freier, hier ist nicht Mann noch Frau; denn ihr seid allesamt einer in Christus Jesus.“* (Gal 3,26-28). In Jerusalem experimentierten die Urchristen befreit von der Habgier mit einer Lebensform, die man als Liebeskommunismus beschrieb. Sie scheiterte. Offenbar hatten die Glaubenden Gott nicht richtig verstanden. Aber sie lernten.

Gott ist der Einzige, der die Macht hat, „Sozialismus“ und „Kommunismus“ zu leben, weil er allein, dreieinig in Person, die absolute, sich selbst hingebende Lie-

be ist. Gott ist fähig, selbst seine Feinde zu lieben. In göttlicher Autorität spricht Jesus der Bergprediger, der von Christen fordert: „*Liebt eure Feinde und bittet für die, die euch verfolgen, auf dass ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. Denn er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.*“ (Matth 5,44-45). Jesus kann diesen Maßstab in Wahrheitsqualität fordern, weil Gott genau so und nicht anders lebt. Das ist die Liebe, die im Himmel herrscht und seit dem sühnenden Kreuz keine Feinde mehr kennt. In genau diese Liebe wird Gott uns

hineinziehen, spätestens im Himmel, wenn wir Gottes Gericht passiert haben, weil Gottesliebe aus der Gnade lebt und verzeiht. Dies Gericht wird ein Gericht der Wahrheit sein; Gott haßt die Lüge. Der Maßstab des Gerichts ist die Bergpredigt, die Gottes gelebte Liebes-Ethik lebensgefährlich präzise wiedergibt. Aber am Ende wird es ein barmherziges Gericht der Gnade sein, weil Gott selbst in seinem Sohn auf Golgatha jedes Verbrechen, jede Lieblosigkeit, jede Gotteslästerung, alle Sünde der Welt gesühnt hat (Mk 10,45; 1. Tim 2,6; Joh 1,29). Gott liebt seine Feinde. Kein Sozialist, auch

nicht der demokratische, kein Kommunist wie idealistisch auch immer sie sich verstehen, vermag es, wo Gott ausgeschlossen wird. Die Geschichte beweist es. Die Friedens- und Liebesgeschichte, nach der Sozialisten sich sehnen, die den Himmel auf die Erde bringt, beginnt im weihnachtlichen Stall von Bethlehem und vollendet sich im Himmel, in dem Gott im Shalom herrscht, nachdem alle Schöpfung versöhnt ist. Ohne Gott geht nichts, und er ist so frei, seine Feinde zu lieben.

Dr. Dieter Müller

Aus der Sammlung

Veranstaltungen:

Frühjahrstagung der Kirchlichen Sammlung am 29. März 2025. Referent ist der Patristiker P. Dr. Schneeweiß mit dem Thema „Was wir vom Nizänum lernen“

Einkehrtagung in Breklum vom 2.-4. Mai 2025. Thema wird sein der Brief des hl. Paulus an die Gemeinde in Ephesus.

Neuer stellvertretender Vorsitzender

Nach dem Ausscheiden von Pastor Dr. Malte Detje aus dem Vorstand als stellvertretender Vorsitzender wurde Pastor Bert Johannigmann aus Barmstedt in dieses Amt berufen. Der Vorstand besteht jetzt aus Ulrich Rüß, Bert Johannigmann, Jürgen Schacht, Wolfgang Keuffel und Dieter Müller.

Wir glauben an den einen Gott,
den Vater, den Allmächtigen,
der alles geschaffen hat,
Himmel und Erde,
die sichtbare und die unsichtbare Welt.
Und an den einen Herrn Jesus Christus,
Gottes eingeborenen Sohn,
aus dem Vater geboren vor aller Zeit:
Gott von Gott, Licht vom Licht,
wahrer Gott vom wahren Gott,
gezeugt, nicht geschaffen,
eines Wesens mit dem Vater;
durch ihn ist alles geschaffen.

Für uns Menschen und zu unserm Heil ist er vom Himmel gekommen,
hat Fleisch angenommen durch den Heiligen Geist
von der Jungfrau Maria und ist Mensch geworden.
Er wurde für uns gekreuzigt unter Pontius Pilatus,
hat gelitten und ist begraben worden,
ist am dritten Tage auferstanden nach der Schrift
und aufgefahren in den Himmel.

Er sitzt zur Rechten des Vaters
und wird wiederkommen in Herrlichkeit,
zu richten die Lebenden und die Toten;
seiner Herrschaft wird kein Ende sein.

Wir glauben an den Heiligen Geist,
der Herr ist und lebendig macht,
der aus dem Vater und dem Sohn hervorgeht,
der mit dem Vater und dem Sohn angebetet und verherrlicht wird,
der gesprochen hat durch die Propheten,
und die eine, heilige, christliche und apostolische Kirche.

Wir bekennen die eine Taufe zur Vergebung der Sünden.

Wir erwarten die Auferstehung der Toten
und das Leben der kommenden Welt.

Amen.

Bildnachweis: S. 1: **Albrecht Altdorfer:** Heilige Nacht (Geburt Christi) 1511, Lindenholz, 36,2 × 26 cm, Berlin, Gemäldegalerie, The Yorck Project: 10.000 Meisterwerke der Malerei, S. 110 (c). S. 6: **Mathis Gothart Grünewald:** Isenheimer Altar, ehemals Hauptaltar des Antoniterklosters in Isenheim (Elsaß), zweite Schauseite, Mitteltafel, Szene: Christi Geburt, Detail, 1512–1516, Öl auf Holz, Colmar, Musée d'Unterlinden, The Yorck Project: 10.000 Meisterwerke der Malerei, S. 5006 (c) 2005. S. 8: **Albrecht Altdorfer:** Die Anbetung der Heiligen Drei Könige um 1530–1535, Holz, 108,5 × 78 cm, Frankfurt am Main, Städelsches Kunstinstitut, The Yorck Project: 10.000 Meisterwerke der Malerei, S. 102 (c) 2005. S. 9: **Duccio di Buoninsegna:** Geburt Christi, 1308–1311, Holz, 43,8 × 44,5 cm, Washington (D.C.), National Gallery of Art, The Yorck Project: 10.000 Meisterwerke der Malerei S. 3024 (c) 2005. S. 11: **Unbekannt.** S. 16: **Albrecht Altdorfer:** Kreuzigung Christi, 1526, Holz, 28,7 × 20,8 cm, Berlin, Gemäldegalerie, The Yorck Project: 10.000 Meisterwerke der Malerei, S. 112 (c) 2005.

KIRCHLICHE SAMMLUNG, ein Informationsblatt, herausgegeben und verlegt von der Kirchlichen Sammlung um Bibel und Bekenntnis in der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Norddeutschland e.V., Saturnweg 39, 22391 Hamburg, erscheint drei bis viermal im Jahr. Der Bezugspreis ist für Mitglieder im Beitrag enthalten. Interessierte Nicht Mitglieder erhalten das Blatt frei Haus, wenn Sie der Sammlung eine freiwillige Spende in Höhe von jährlich mindestens 10,- € zuwenden. Gesonderte Einzelstücke: 1,- € zuzüglich Versandkosten. Einzahlung auf das Konto der „Kirchlichen Sammlung“ IBAN: DE51 5206 0410 0006 4149 58, BIC: GENODEF1EK1 bei der Evangelischen Bank eG Kiel. **Redaktion:** Dr. Dieter Müller (verantwortlich). Zuschriften sind an den verantwortlichen Redakteur (Strandstraße 38, 24159 Kiel; e-mail: p.dr.dieter.mueller@gmx.de) zu richten. **Satz und Gestaltung:** albersdesign, 25421 Pinneberg. **Druck und Vertrieb:** KMU-Marketingberatung, 22880 Wedel.

www.kirchliche-Sammlung.de